

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Jorge Molist

Am Horizont die Freiheit

Historischer Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

INHALT

Karte der Mittelmeerregion

» 8 »

ERSTER TEIL

» 11 »

ZWEITER TEIL

» 187 »

DRITTER TEIL

» 369 »

VIERTER TEIL

» 561 »

GESCHICHTLICHER ANHANG

» 671 »

Plan der Stadt Barcelona im Jahre 1492 » 672 »

Historische Persönlichkeiten » 674 »

Die Galeere *Santa Eulalia* » 682 »

Danksagung » 683 »

Glossar » 684 »

Joan lag im Gras des Berghangs und genoss den strahlenden Morgen. Noch ahnte er nicht, dass dies der letzte Tag seiner Kindheit sein würde.

»Schau mal dort«, sagte sein Vater und zeigte aufs Meer hinaus.

Der Junge richtete sich auf und blickte den weißen Vögeln nach, die sich kreischend über den Felsen erhoben. Sie hatten die Flügel weit ausgebreitet und standen beinahe still in der Luft.

»Die Möwen?«

»Nein. Sieh genau hin.«

Joan wusste nicht, was sein Vater meinte. Er betrachtete Ramóns Gesichtsausdruck, seine gerade und kräftige Nase, die buschigen Brauen, den Bart und die braunen Haare. Die katzenhaften Augen hatten die Farbe von hellem Honig und schweiften in der Ferne umher. Er erinnerte Joan an einen Löwen. Ramón war der klügste und stärkste Mann im Dorf. Joan wollte unbedingt erraten, was sein Vater meinte, und konzentrierte sich mit aller Kraft auf die Landschaft.

Die Wellen schlugen an den Fuß der Felsküste, und die Pinien, die den beiden Schatten boten, verströmten einen eindringlichen Duft nach Harz. Joan betrachtete den Horizont, die Wölkchen über dem Meer und den Wellenschaum, den die Brise hochspritzen ließ. Er entdeckte nichts Ungewöhnliches und wandte sich schließlich mit fragendem Blick seinem Vater zu.

»Sieh dir die Wolken an«, sagte dieser.

Der Junge betrachtete die Massen, die wie ungesponnene Wolle aussahen und deren Weiß die Augen blendete, obwohl sie ein paar graue Töne verbargen.

»Gib genau acht, Joan«, drängte Ramón.

Er starrte die rundlichen Körper an, die sich langsam und träge

am Himmel veränderten, ohne dass er wusste, was sein Vater meinte.

»Siehst du sie nicht?«

»Wen?«

»Die Himmelswesen.«

Joan wollte nicht weiterfragen und schwieg.

»Siehst du nicht das Pferd dort, das die Beine hebt und zum Sprung ansetzt?« Der Vater zeigte mit dem Finger darauf.

Der Junge betrachtete die Lichtgestalten und suchte nach dem Tier. Auf einmal entdeckte er die Mähne, die Ohren, das Gesicht und das halbgeöffnete Maul eines phantastischen Wolkenwesens, das die Beine hob. Es bewegte sich langsam, mit angespannten Muskeln.

»Ich sehe es!«, rief Joan aufgeregt, während er darauf zeigte.
»Das stimmt, es ist ein Pferd!«

»Und daneben den großen Fisch? Siehst du den auch?«, erkundigte sich Ramón.

»Tatsächlich, den sehe ich!«, bestätigte er. Der Junge schwieg ein paar Augenblicke lang und bewunderte diese unglaubliche Szenerie. Dann rief er: »Und weiter weg einen Riesen – und dort einen Hund!«

Die Wolken wanderten gemächlich, aber unermüdlich, während sich ihre Umrisse wandelten und neue Formen annahmen.

Ramón Serra sah seinen Sohn lächelnd an. Er war ein lebhafter, zwölfjähriger Junge, der die gerade Nase, das kräftige Kinn und das braune Haar von ihm geerbt hatte. Von seiner Mutter hatte er die großen dunklen Augen mit dem forschenden Blick. Mit Begeisterung war sein Sohn dabei, die Welt zu entdecken, und er genoss es, sie ihm zu zeigen. Der Mann streichelte ihm liebevoll und zufrieden über den Kopf.

Während Joan weiter mit dem Finger auf die Wolken deutete und immer neue Formen und Figuren entdeckte, durchsuchten seine Augen die Umgebung. Unten, am Fuß des Berges, winzig in der Entfernung, lag sein Dorf mit kaum mehr als einem Dutzend

weißer Häuser, die noch schliefen und sich zusammendrängten, als wollten sie sich gegenseitig schützen. Es war Sonntag. Vor ihnen breitete sich der Strand aus. Danach kam die weite Bucht von Llafranc, wo sich das Blau des durchsichtigen Wassers mit dem Goldgelb des Sandes, dem Weiß des Schaums, dem Grau der Felsen und dem Grün der Pinien verband. Die vier Boote des Dörfchens waren auf den Strand gezogen worden. Sie alle hatten zwei Ruder, außer seinem eigenen, der *Möwe*, die acht hatte. Auf einem Bugbrett des Bootes war ein Bild eingeschnitzt, das darstellte, wie ein Mann seine Harpune hob, um einen Wal zu erlegen. Es war ein Werk des kleinen Joan, der alle damit überrascht hatte, wie geschickt er schnitzen konnte. Ramón war voller Stolz auf seinen Sohn und auf das Boot.

Plötzlich entdeckte er in der unermesslichen Weite des Meeres ein Schiff, das sich von Süden her näherte. Stirnrunzelnd stand er auf und beschattete seine Augen mit der linken Hand, um deutlicher erkennen zu können, worum es sich handelte.

»Eine Galeere!«, rief er, und der Ton in seiner Stimme alarmierte das Kind. »Laufen wir schnell ins Dorf, Joan. Wir müssen sie warnen.«

»Sind das böse Leute?«

Ramón blickte ihn zärtlich an, legte ihm eine Hand auf die Schulter und sagte: »Wenn du ein wildes Tier im Wald auf dich zukommen siehst, darfst du nicht warten, bis du weißt, ob es ein Hund oder ein Wolf ist. Mach dich bereit, davonzulaufen oder zu kämpfen. Los!«

Er rannte auf dem steilen Pfad nach unten, und Joan lief ihm hinterher, so schnell er konnte. Doch bevor sie zum Dorf kamen, hörten sie stürmisches Glockengeläut.

»Der Eremit hat sie auch gesehen!«, rief der Vater.

Auf dem Berggipfel, wo man eine überwältigende Aussicht auf das Meer hatte, erhob sich ein Wachturm, der gleichzeitig der Verteidigung diente und an dessen Fuß eine dem Schutzpatron des Dorfes, Sankt Sebastian, geweihte Kapelle stand. Dort lebte ein

Eremit, der nicht nur Gottesdienste zelebrierte, sondern auch den Horizont überwachte, um die Dorfbewohner vor drohenden Piratenüberfällen zu warnen.

Nie zuvor hatte der Junge das Sturmläuten gehört. An diesem Tag bekam er zum ersten Mal in seinem Leben Angst.

Die Dorfbewohner waren auf die Straße gerannt. Es herrschte Durcheinander – Kinder weinten, Erwachsene schrien und versuchten, sich ihre liebsten Habseligkeiten aufzuladen. Ramón hob die Arme, um sich Gehör zu verschaffen: »Es ist eine Galeere!« Alle verstummten und blickten ihn an. »Sie kommt aus dem Süden. Sie fährt mit dem Wind, aber sie verwendet nicht nur ihre Segel, sondern lässt auch die Galeerensklaven mit voller Kraft rudern.«

»Sie will Beute machen!«, rief Tomás, der zweite Mann der Besatzung der *Möwe*.

»Ja, und es ist kein anderes Schiff in Sicht«, sprach Joans Vater weiter.

»Sie haben es auf uns abgesehen!«, rief Daniel, ein anderer Fischer.

»Das ist gut möglich«, bestätigte Ramón. »Hört zu. Wir machen es, wie wir es besprochen haben. Wir müssen die Frauen und Kinder oben im Sebastiansturm in Sicherheit bringen. Denkt nicht daran, euch mit irgendwelchen Lasten abzuschleppen! Nehmt die Waffen!«

Bewundernd blickte Joan seinen Vater an. Ihm gehorchten nicht nur die Männer aus seinem Boot, sondern auch alle Übrigen im Dorf. Er war groß, nicht ganz so wie sein Freund Tomás, dafür aber kräftiger, und er wusste, was in jeder Lage zu tun war. Der Junge sah, dass seine Mutter Eulalia mit ängstlicher Miene an ihrer Haustür stand und die wenige Monate alte, untröstlich weinende Isabel an ihre Brust drückte. Diese hatte durch das Stillen einen üppigen Umfang angenommen. Daneben stand María, seine Schwester, die zwei Jahre älter war als er, und Gabriel, sein zehnjähriger Bruder.

Beide hatten die hellen, honigfarbenen Augen des Vaters geerbt, die sie nun erschrocken aufrissen. Ramón ging zu ihnen, streichelte dem Jüngsten über den Kopf und küsste dann seine Frau auf die Wange. »Mach dir keine Sorgen. Alles wird gut«, sagte er, wobei er ihr aufmunternd in die Augen blickte. Eulalia seufzte erleichtert und bemühte sich um ein Lächeln, während er sie zusammen mit dem Säugling umarmte.

»Aber wir müssen uns beeilen«, erklärte Ramón nachdrücklich, bevor er ins Haus ging.

»Los, schnell!«, rief die Mutter. »Joan, kümmer du dich um Gabriel!«

María war hinter ihm, als er zusammen mit den anderen Frauen, den Kindern und zwei mit Pfeil und Bogen bewaffneten Großvätern zum Wehrturm loslief, dessen Glocke weiter drängend und beharrlich läutete. Joan begriff, dass es die Galeere tatsächlich auf sie abgesehen hatte. Er nahm Gabriel an der Hand, doch nach wenigen Schritten sagte er zu ihm: »Geh zusammen mit Mama und María. Ich komme gleich nach.«

Als er zu ihrem Haus kam, sah er seinen Vater, der sich Panzerhemd und Eisenhelm übergezogen hatte. Armbrust und Pfeile trug er auf dem Rücken, und an seinem Gürtel hing ein Schwert. Joan bewunderte sein Auftreten und den kräftigen Arm, mit dem er die Azcona, seinen kurzen Wurfspieß, hielt. Sie würden die Piraten bestrafen, wie sie es verdient hatten. Er beschloss, dass er nicht mit den Frauen gehen, sondern seinem Vater im Kampf zur Seite stehen wollte, selbst wenn er ihm nur von weitem zusehen könnte.

»Joan, geh zu deiner Mutter und zu Gabriel!«, rief dieser ihm zu.

»Ich gehe gleich, Papa!« Er rannte ins Haus, um seinen Spieß zu holen, eine verkleinerte Nachbildung der schweren Azcona.

Als er hinaustrat, sah er, dass die Männer bereits in Richtung Berg liefen. Sein Vater hatte die Führung übernommen. Sie beschützten die Nachhut der Gruppe der Flüchtenden.

»Aus dem Meer kommt unser Leben, aus dem Meer kommt un-

ser Tod«, hatte er oft von Ramón gehört. An diesem Tag zeigte sich das Meer glatt und sanft. Die eigenartigen Wolken zogen noch über den Himmel, während die Sonne über dem Berg emporstieg und die Felsen am südwestlichen Teil der Bucht von Zeit zu Zeit zum Leuchten brachte. Doch Joan achtete nicht auf den schönen Anblick, sondern auf das große, bedrohliche, von Rudern starrende Schiff, das gerade in diesem Moment hinter den Felsen hervor kam. Und auf einmal, trotz der Entfernung, trug die Brise einen widerwärtigen Geruch herbei, ein Gemisch aus Schweiß, Urin und Exkrementen. Er rannte los, um die Männer einzuholen, und verspürte Ekel und Furcht.

»Das ist eine von den großen Galeeren, mit drei Kanonen!«, rief Tomás. »Und sie hat grüne Wimpel geflaggt. Das sind sarazenische Piraten!«

»Wir verschanzen uns in den Felsen rechts vom Weg, hinter dem großen Pinienwald«, brachte ihnen Ramón in Erinnerung. »Wenn wir eine gute Deckung finden, können wir sie mit den Pfeilen und Speißen aufhalten. Wir müssen den Frauen genug Zeit lassen, den Gipfel zu erreichen.«

»Hoffentlich geben sie sich damit zufrieden, das Dorf zu plündern, und lassen uns in Ruhe«, sagte einer.

»Sie werden nicht aufgeben, wenn wir sie nicht aufhalten«, widersprach Ramón. »Unsere Vorräte für den Winter und die paar Hausgeräte genügen ihnen bestimmt nicht. Sie wollen Sklavinnen haben, die sie verkaufen können, und Galeerensklaven, die rudern sollen. Das ist die Beute, nach der sie suchen.«

Joan hatte die Männer beinahe erreicht, als er sah, wie die Galeere wendete, um in die kleine Bucht einzulaufen. Ihre Ruder klatschten kraftvoll ins Wasser, die Kanonen starrten drohend in Richtung Strand, und die Piraten drängten sich am Bug zusammen. Sie schrien und schwenkten ihre Waffen in der Luft. In dem Moment war es vorbei mit dem Gefühl von Mut und Sicherheit, das ihm sein kleiner Speiß gegeben hatte. Joan rannte, um seinen Bruder Gabriel einzuholen. Er war für ihn verantwortlich.

Er überholte die Letzten der Gruppe: diejenigen, die versuchten, ihre Siebensachen in improvisierten Ballen fortzutragen, oder Tiere – ein Schwein, ein Zicklein, einen Esel – mitschleppten, womit sie alle behinderten. Sie waren der Ansicht, ein Hungerwinter sei schlimmer als die Piraten.

Als er seine Mutter erreichte, die mit seiner kleinen Schwester auf dem Arm und den beiden größeren Geschwistern keuchend den Berg hinaufstieg, ergriff er Gabriels Hand. Nun hörte er das Geschrei der an Land springenden Piraten.

Sie hatten den ersten großen Pinienwald hinter sich gelassen und kamen zu den Felsen, wo sie sich verschanzen sollten, wie Ramón gesagt hatte. Da tauchte plötzlich eine Gruppe von Männern auf und schnitt ihnen den Weg ab. Sie bedrohten sie mit Armbrüsten und Speißen.

»Die Sarazenen!«, kreischte eine Frau. Die Dörfler blieben stehen. Manche wichen zurück und drängten die Übrigen mit sich.

»Macht Platz!« Ramón ging nach vorn und schob die Leute beiseite. Ihm folgten die bewaffneten Männer. »Das ist ein Hinterhalt! Sie haben uns erwartet!«

Die Lage war verzweifelt, wie Joan erkannte. Diese Piraten hier hinderten sie daran, zum Sebastiansturm hochzusteigen, und die anderen, die am Strand entlangliefen, würden sie bald erreicht haben und von hinten über sie herfallen. Er sah seine Mutter an. Verängstigt und außer Atem drückte diese die untröstlich weinende Isabel an die Brust, während seine Schwester María schluchzte und sich am Rock der Mutter festhielt. Gabriel klammerte sich fester an seine Hand. Joan blickte zu seinem Vater hinüber, weil er hoffte, dieser werde eine Möglichkeit finden, sie zu beschützen. Er sah, dass dieser zögerte und zu Frau und Töchtern hinüberblickte. Danach heftete sich sein Blick an die großen Augen Gabriels, der ihn erschrocken anstarrte. Er hatte gerade noch Zeit, ihnen zuzulächeln und dem neben ihm stehenden Joan über den Kopf zu streicheln. Das dauerte nur einen Augenblick, in dem der Junge verstand, dass sein Vater eine Entscheidung getroffen hatte.